

Sie lassen Steine wachsen

Wenn die Kunst abgelegene Gegenden sucht: Die Galerie Tschudi war eine der ersten in den Bergen

SUSANNA KOEBERLE, ZUOZ

Ein Steinbruch ist nicht gerade der Ort, an dem man international vernetzte Galeristen anzutreffen vermutet. Bei Ruedi Tschudi und Elsbeth Bisig, die ihre Galerie 1985 in Glarus gründeten, sieht das allerdings etwas anders aus. Denn wenn ihre Künstler Steine brauchen (und davon gibt es einige), dann suchen sie eben tatkräftig mit. Orte, Menschen und ein intensives Zwiegespräch zwischen diesen: Diese Komponenten charakterisieren den Werdegang und die Identität der Galerie Tschudi, die sich 2012 definitiv in Zuoz niedergelassen hat.

Ins Engadin zog es die beiden Quereinsteiger allerdings schon zehn Jahre vorher, sie gehörten zu den ersten Galeristen, die diese Bergregion als Kunstdestination entdeckten. Nicht unbedingt mit dem Hintergedanken, dort eine erfolgreiche Galerie zu etablieren. Es standen zunächst eher private Interessen im Vordergrund, die Galerien-geschichte entwickelte sich dann ganz organisch daraus. Einen Bezug zu Zuoz hatte Tschudi durch seine Schulzeit, zudem liegen abgelegene Gegenden den beiden Gründern sowieso eher als Metropolen.

Künstler als Wanderer

So stiessen sie per Zufall in einem NZZ-Inserat auf die Zuoz Liegenschaft, entschieden aber erst während des Umbaus der Chesa Madalena durch Hans Jörg Ruch, dort auch Galerienräumlichkeiten zu integrieren. Das charakteristische Engadiner Haus bietet mit seiner vielgestaltigen Typologie kleine und grosse Räume auf mehrere Stockwerke verteilt, genau richtig für die unterschiedlichen Massstäbe der Kunstwerke, die hier gezeigt werden. Der Besuch der Galerie gleicht einer Wanderung – wie überhaupt die Bewegungsform des Gehens die Arbeit vieler von der Galerie verteilter Künstler prägt.

Bestes Beispiel dafür ist das Werk von Hamish Fulton, der sich selbst als Walking Artist bezeichnet. Ein anderes auch Richard Long, der wie Fulton schon länger im Programm der Galerie ist und der oft mit lokalen Steinen arbeitet oder die Gegend fotografisch erkundet. Viele Werke werden von den Künstlern explizit für die Galerieräume geschaffen, regelmässig kommen sie auch ins Engadin und lassen sich von der Landschaft inspirieren. Daraus entstehen häufig neue Werkgruppen. Das war indes schon in Glarus der Fall.

Die erste Örtlichkeit der Galerie befand sich im ehemaligen Papierlager der



Elsbeth Bisig in einem der Galerieräume in Zuoz.

CHRISTOPH RUCKSTUHL / NZZ

Druckerei der «Glarner Nachrichten», die Tschudi gehörten. Eine ungewöhnliche Location für einen Kunstbetrieb. Doch der Entscheid, eine eigene Galerie zu gründen, ergab sich aus dem Moment, obwohl Tschudi diesen Gedanken schon länger mit sich herumtrug: Als der deutsche Künstler Günther Uecker seine im Klöntal entstandenen Arbeiten im Kunsthaus Glarus zeigen wollte und abgewiesen wurde, packte Tschudi die Gelegenheit, seine Leidenschaft zum Beruf zu machen – ohne dabei genau zu wissen, was das bedeutete.

Die ersten drei Jahre waren geprägt durch ein suchendes Erforschen, Els-

beth Bisig und Ruedi Tschudi liessen sich leiten durch ihre Neugierde und ihren Instinkt, begegneten Menschen und Werken und liessen sich voll und ganz auf das Abenteuer des Galeristenlebens ein. 1988 siedelte die Galerie in die Jugendstilvilla um, in der Ruedi Tschudi aufgewachsen war, ein paar Jahre später liessen die beiden gleich gegenüber eine ganz neue Halle bauen. Das hatte auch mit der Grösse der Werke zu tun, viele ihrer Künstler arbeiten skulptural. Zu diesem Zeitpunkt waren Bisig und Tschudi mittlerweile Vollprofis und trieben ihr Projekt mit Entschiedenheit voran.

«Wenn wir etwas machen, dann richtig», sagt Elsbeth Bisig bei unserem Besuch. Wenn eine Messe, dann die Art Basel: Seit 1992 ist die Galerie bei dieser international bedeutenden Kunstmesse dabei, sonst sind Bisig und Tschudi aber eher zurückhaltend mit der Reiserei. Diese Zeit investieren sie lieber in die Pflege der Künstlerkontakte: Die meisten Kunstschaftenden des Galerieprogramms sind zu Freunden geworden und halten der Galerie über Jahre die Treue. Das konnte man 2015 auch an der Ausstellung zum Dreissig-Jahr-Jubiläum sehen. «Wir waren selber überrascht, als wir auf unser dreissigjähriges Bestehen zurückschauten. Das hat uns auch neue Energie für die Zukunft gegeben», erzählt Elsbeth Bisig.

Konzeptuelles und Verspieltes

Zu den angestammten Altmeistern kommen auch junge, aufstrebende Talente hinzu. «Wir schauen nach vorne», fasst die Galeristin zusammen. In eine Schublade stecken lässt sich das Portfolio ihrer Künstler kaum, so vielfältig ist es. Gegensätzliche Ansätze und unterschiedliche Medien vereinen sich zu einem Gesamtbild, das dennoch durch Stringenz und Konsequenz charakterisiert ist. «Am ehesten ist für uns die zeitlose Relevanz eines Œuvre ein Kriterium», meint Bisig im Gespräch. Das klingt fast zu harmlos, denn trotz ihrer bescheidenen Zurückhaltung suchen die beiden Kenner in der Kunst bewusst auch Reibung und Spannung.

Minimalistische und konzeptuelle Positionen wie jene eines Carl Andre, Niele Toroni, Sol LeWitt oder Hamish Fulton treffen auf verspieltere Arbeitsweisen wie bei Kimsooja oder Not Vital. Doch auch innerhalb der einzelnen Positionen wird viel experimentiert: Video begegnet Installation (Su-Mei Tse), Handwerk trifft auf Neon (Bethan Huws), Fotografie reflektiert Architektur (Petra Wunderlich).

Die Künstler der Galerie Tschudi sind Reisende im weitesten Sinn, sie bewegen sich Nomaden gleich in den weiten Territorien der Kunst, erklimmen gemeinsam mit den beiden Galeristen Höhen und bereisen Tiefen dieses oft unwegsamen Geländes, wechseln die Perspektiven und lassen sich stets von neuem überraschen.

Denn bei aller Klarsichtigkeit: «Auch das Geheimnis ist wichtig, man muss nicht immer alles verstehen», so Bisig. Vertrauen findet jenseits von Rationalität statt. Offensichtlich ist diese Haltung ein fruchtbarer Humus für die Kunst – ein Boden, auf dem zuweilen auch Steine wachsen.



DENKPAUSE

Die Wut der Sonne

Philipp Meier · Alles zeigt wieder einmal mit dem Finger auf den Paria Kunst: jetzt auf die Massen, die da produziert würden nur noch für den Markt, und darauf, dass sich alles bloss noch um den schnöden Mammon drehe. Mit solcher Verurteilung sollte man allerdings etwas vorsichtig sein. Es war der visionäre Denker Georges Bataille, der gesehen hatte, dass immer dann, wenn Systeme nicht mehr wachsen können, nur die Verausgabung bleibt. Und für diese spielt die Kunst eine wichtige Rolle.

Wir scheinen uns nämlich wieder einmal in Zeiten zu bewegen, in welchen es mit dem endlosen Wirtschaftswachstum harzt. An akkumuliertem Reichtum auf der Welt mangelt es keineswegs. Solange die Wirtschaft dem ökonomischen Antrieb folgen kann, mehr zu produzieren, als wir für die Produktion verausgaben, läuft auch alles gut. Sobald sich aber Investitionsmöglichkeiten nicht mehr so einfach erschliessen, wird der produzierte Überschuss zum Problem.

Alle uns zur Akkumulation verfügbare Energie beziehen wir letztlich von der Sonne. Und all diese Energie muss sich gemäss der Bewegung der Sonnenstrahlen zwangsläufig wieder verlieren, kann sie nicht länger für Wachstumszwecke verwendet oder gespeichert werden: Der «Allgemeinen Ökonomie» Batailles, der er eine sich ohne Berechnung verschwendende Sonnenenergie zugrunde legt, ist auch unsere isoliert betrachtete Ökonomie unterworfen.

Für die Abführung der nicht re-investierbaren Überschüsse sieht Bataille nur zwei Bewegungen: eine aktiv-glückliche und eine passiv-tragische. Die Kunst, die Unmengen von Geldsummen vernichtet, ist zweifellos der ersten zuzurechnen. Mit Kunst verwandeln wir Dinge von geringem Materialwert in symbolische Objekte, für die kaum vernünftig zu rechtfertigende Preise gezahlt werden. Die Wertsteigerung solcher Werke beschleunigt die Spirale der Geldvernichtung, der unproduktiven Verausgabung von Überschüssen zusätzlich. Die Katakomben der Museen schwellen an, private Musentempel schießen wie Pilze aus dem Boden, und ganze Lagerhallen sind die Schauplätze einer staubigen Anhäufung von heterogenem Material, das immense Vermögen verschlungen hat.

Allein, es steht die Sorge im Raum, dass die Kunstproduktion nicht genug sein könnte, um das Problem der Energieüberschüsse friedlich zu lösen. Denn auch die Arsenale sind prall gefüllt. Solange wir den glücklichen Weg beschreiben und auf Messen und Biennalen, an Museumsnächten und Galeriewochenenden tanzen, mag eine fatale Form der Verausgabung abzuwenden sein. Bataille schrieb es etwa so: Nachdem die strahlende Sonnenenergie auf der Erde ihr Maximum erreicht hat, haben wir die Aufgabe, ihr die ursprüngliche Freiheit wiederzugeben. Und er gab zu bedenken: Schaffen wir das nicht, wird uns zumindest die Wut der Sonne nicht fehlen.

Strahlendes Kunst-Image am Kap

Die Cape Town Art Fair schafft definitiv den Anschluss an die international bedeutenden Messen

DAGHILD BARTELS, KAPSTADT

Kein Zweifel, Kapstadt hat sich zum Zentrum für afrikanische Gegenwartskunst gemausert. Immer mehr private Kunstinitiativen konzentrieren sich aufs Kap, auch wenn einige Kapstädter Galerien zusätzliche Dépendancen in Johannesburg haben. Die Cape Town Art Fair, die zum fünften Mal stattfindet (bis 19. Februar), trägt nicht unerheblich zum strahlenden Kunst-Image der südafrikanischen Metropole bei. In diesem Jahr hat sie, was die Präsentation im Kongresszentrum betrifft, endgültig internationales Niveau erreicht.

Der Pool der Galerien aus Südafrika und anderen afrikanischen Ländern wie Uganda, Côte d'Ivoire, Kenya oder Simbabwe wird ergänzt durch Galerien aus Italien, Deutschland, Belgien, Spanien und Grossbritannien. Sektoren wie «Unframed» (eine Art Unlimited) oder «Klassiker» ergänzen das Programm. Bemerkenswert ist die durchgängig solide Qualität der Positionen, haupt-

sächlich afrikanischer Künstler des ganzen Kontinents. Während Goodman (Johannesburg, Kapstadt) auf berühmte Künstler wie David Goldblatt, Kudzanai Chiurai oder Mikhael Subotzky setzt, sind bei Stevenson (Kapstadt, Johannesburg) eine neue Fotoserie von Zanele Muholi sowie eine grosse Installation von Kemang Wa Lehulere (Künstler des Jahres der Deutschen Bank 2017) die Blickfänge.

Bei SMAC (Kapstadt, Stellenbosch, Johannesburg) fallen die grossformatigen bunten Textilcollagen von Jody Paulsen auf. Bei Whatiftheworld (Kapstadt, Johannesburg) macht eine lebensgrosse liegende männliche Figur von Athi-Patra Ruga Furore, über und über mit goldenen Rosen bedeckt: Kitschfaktor hoch drei, der jedoch eine tiefgründige Hommage an den verstorbenen Freiheitskämpfer Simon Nkoli in sich birgt, der als ANC-Kämpfer lange im Gefängnis sass und schliesslich von seiner Partei, weil er schwul war, verstorben wurde.

Internationalität bringt Continua (San Gimignano, Peking, Les Moulins und Havanna) ins Spiel mit Arbeiten von Michelangelo Pistoletto und Kader Attia sowie Massimo Minini (Brescia), der eine Skulptur von Jonathan Monk im Programm hat und eine neue Arbeit von Daniel Buren.

Mit 80 teilnehmenden Galerien bleibt der angestrebte familiäre Charakter der Messe erhalten, sagt die Direktorin Laura Vincenti. Und dieser sei wichtig, denn in Afrika sei das Prinzip «one to one» in allen Bereichen, auch in der Kunstwelt, bedeutsam, die Beziehung zwischen Künstlern, Galeristen und Sammlern sei hier direkter. Und sie berichtet stolz, dass sich Sammler aus den USA, Europa (darunter viele Italiener und Schweizer) sowie vom ganzen afrikanischen Kontinent, speziell aus Nigeria, angemeldet hätten. Natürlich zählt auch Jochen Zeit zu den Preview-Gästen, der deutsche Sammler, der seit Jahren afrikanische Kunst im grossen Stil erwirbt und die riesige Sammlung in das

künftige Zeit-Museum in Kapstadt einbringen wird. Die Eröffnung dieses mit Spannung erwarteten ersten Museums in Afrika, das der zeitgenössischen afrikanischen Kunst gewidmet ist und überdies in einem spektakulären Bau, einem ehemaligen Getreidespeicher, sein Domizil finden wird, ist für September geplant.

Zum Hotspot für afrikanische Gegenwartskunst wird Kapstadt jedoch auch durch weitere private Initiativen. Soeben wurde die erste Kunsthalle Kapstadts mit einer fulminanten Schau von Zanele Muholi eröffnet, der Fotokünstlerin, die mit ihren Porträts von schwarzen Lesben berühmt wurde. Muholi versteht sich als Aktivistin und zeigt diesmal riesige Selbstporträts, um für die Rechte von Schwarzen einzustehen.

Eine weitere Privatinitiative startet diesen August Wendy Fisher, eine südafrikanische Sammlerin mit Wohnsitz in New York: In der Innenstadt soll im «A4» neben Kunstaustellungen auch ein grosses Archiv zur afrikanischen Kunst sein Domizil finden.

Berichtigung

zz. · In dem Artikel «Ins Dilemma getrieben – Zum Schicksal zweier bedeutender jüdischer Auktionatoren während des Nationalsozialismus» auf dieser Seite vom 14. Januar wurde mit der Verwechslung eines Namens ein Sachverhalt verfälscht: Bei Max Heiss handelt es sich nicht, wie irrtümlicherweise geschrieben, um den ehemaligen Direktor des Münchner Stadtmuseums, sondern um einen Namensvetter, der als «kommissarischer Leiter» eingesetzt wurde. Das «Arisierungsverfahren» scheiterte jedoch, 1941 kaufte der Münchner Kunsthändler Scheidwimmer die Firma.